

DAS GEPLANTE GÖTTINGER PROMOTIONS-PROGRAMM ZUR „MATERIALITÄT DES WISSENS“ ZWISCHEN INTERDISZIPLINARITÄT UND TRANSDISZIPLINARITÄT

Stefanie Rüter

Abstract

Für die Aus- und Weiterbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses bieten die Objekte der universitären Sammlungen ein besonderes Potential, das bisher jedoch nur in wenigen Fachdisziplinen genutzt wird. Den intensiv geführten theoretischen Debatten der Sozial- und Kulturwissenschaften über die Bedeutung der Materialität für die Formierung und Transformation von Wissensbeständen steht bislang eine verhältnismäßig geringe Zahl an empirischen Arbeiten gegenüber, die dieses Erkenntnispotential auch am konkreten Einzelfall und für bestimmte Zeiträume zu nutzen versuchen. Ein Grund für diese Zurückhaltung mag in den besonderen Anforderungen an eine konkrete Auseinandersetzung mit den Objekten der Wissenschaften liegen. Denn neben der Kenntnis der theoretischen Grundlagen der Materialitäts- und Wissensforschung bedarf es der jeweils fachspezifischen Kompetenz im Umgang mit den Objekten, die für die Erschließung der dinglichen Dimension von Wissen und Wissenschaft notwendig ist. Die Universität Göttingen plant daher in Kooperation mit der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim ein Promotionsprogramm, das sich zum einen an Promovierende mit einem Studienab-

schluss in den Geistes-, Gesellschafts- und Naturwissenschaften richtet. Zum anderen soll es Absolvent_innen der stärker praxis- und materialbezogenen Studiengänge ansprechen, wie etwa Restaurierung, Gestaltung und Museumskunde. Es wird damit zwei zentrale Fragehorizonte verknüpfen, die bisher disziplinär wie institutionell weitgehend getrennt voneinander erforscht werden: die Frage nach der jeweiligen Materialität akademischen Wissens auf der einen Seite und das Wissen über die materielle Beschaffenheit sowie die Techniken ihrer Bearbeitung in den verschiedenen Fächern auf der anderen Seite. Der vorliegende Beitrag möchte eine Diskussion über die fachlichen Anforderungen und institutionellen Grenzen anregen, die sich dem objektorientierten Forschen und Lernen sowohl zwischen als auch jenseits der Disziplinen stellen.

Einleitung

Viele der akademischen Sammlungen an der Universität Göttingen verdanken ihre Entstehung dem Wunsch einzelner Professoren, ihr Lehrangebot durch die Präsentation von Originalen, durch Erklärungen an Modellen oder Vorführungen von Experimenten für die Studenten attraktiv zu machen. Durch diesen zunächst noch eher unsystematischen Einsatz von Objekten veränderten sich die Praktiken des Lehrens und Lernens, und es bildeten sich unterschiedliche Standards und Methoden heraus, die wesentlich zur Entstehung und Abgrenzung einzelner Fachdisziplinen beitrugen. Zugleich erkannte die Universitätsleitung, dass die Sammlungen und entsprechende materielle Infrastrukturen, wie Anatomicum, Botanischer Garten und Sternwarte, einen Vorteil im Wettbewerb um die Studenten bedeuten konnten. Daher bemühte sie sich um den Erwerb der zuvor vorwiegend privaten Sammlungen, die zur Grundlage für das 1773 eröffnete Akademische Museum wurden.

Dieses Wechselverhältnis zwischen individuellem Engagement in einzelnen Fachdisziplinen und zentraler Förderung bestimmt auch gegenwärtig die Rolle der Objekte wissenschaftlicher Sammlungen in der universitären Lehre in Göttingen. So bildet das Lernen am Objekt in vielen Fächern nach wie vor einen wichtigen Bestandteil der akademischen Ausbildung: Künftige Kunsthistoriker_innen lernen etwa das Alter eines Gemäldes nicht allein am Stil, sondern auch an der Art der Leinwand zu bestimmen, die Archäolog_innen üben den Vergleich antiker Haartrachten anhand von Gipsabgüssen. Die für Geowissenschaftler_innen notwendige Kenntnis der verschiedenen Mineralienarten wird immer noch über Gesteinsproben vermittelt, und für die Botaniker_innen und Zoolog_innen ist der Umgang mit Typenbelegen nach wie vor eine zentrale wissenschaftliche Praxis, die während des Studiums am konkreten Material erlernt wird.

Gleichwohl sind Art und Umfang dieses Lernens am Objekt häufig durch den Einsatz und die wissenschaftliche Persönlichkeit der jeweiligen Kustod_innen bestimmt, und auch hierin ließe sich eine historische Kontinuität sehen.

Darüber hinaus werden gegenwärtig an der Universität Göttingen wie an anderen Universitäten auch fakultätsübergreifende Maßnahmen ergriffen, die neben dem Erhalt und der Pflege der Sammlungen auf ihre verstärkte Nutzung in Forschung und Lehre zielen. Gefördert aus den Mitteln des Landes Niedersachsen wurde vor zwei Jahren eine Zentrale Kustodie eingerichtet, um diese Aktivitäten zu koordinieren und weitere Projekte anzustoßen. Hierzu gehört u.a. die Ausarbeitung eines Promotionsprogramms zur „Materialität des Wissens“, das im Rahmen der Förderlinie „Niedersächsische Promotionsprogramme“ im Sommer 2015 unter der Leitung von Rebekka Habermas, Professorin für Neuere Geschichte, beantragt wurde. Es kann also noch nicht von den Erfahrungen und Ergebnissen der Promovierenden und Betreuer_innen in einem interdisziplinär ausgerichteten und objektbezogenen Promotionskolleg berichtet werden. Stattdessen werden im Folgenden drei Herausforderungen skizziert, die in der Vorbereitungsphase deutlich hervorgetreten sind.

Welche Einheit angesichts der Vielfalt?

Die Empfehlungen des Wissenschaftsrats zu den wissenschaftlichen Sammlungen aus dem Jahre 2011 und darauf aufbauende Fördermaßnahmen wie die jüngste Ausschreibung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) mit dem Titel „Vernetzen, Erschließen, Forschen“ oder der Wettbewerb der Stiftung Mercator „SammLehr“, der den Anlass für die hier dokumentierte Tagung bot, sprechen die universitären Sammlungen als Einheit an, ungeachtet aller Unterschiede in ihrer Stofflichkeit, Historizität und Nutzung.

Die Universitätsleitungen und Sammlungsverantwortlichen sind dieser Annahme mit Aufforderungscharakter gefolgt und haben sich in Foren und Gesellschaften zusammengeschlossen, sammlungsübergreifende Einrichtungen geschaffen und gemeinsam Forschungsanträge geschrieben. Doch hätte das, was hier zum Ausgangspunkt genommen wurde, nicht viel eher die Ausgangsfrage sein müssen? Also die Frage, ob und, wenn ja, welche verbindenden Elemente die Objekte der wissenschaftlichen Sammlungen aufweisen? Schon der Begriff der „Sammlung“, der in den letzten Jahren eine ungeheure Strahlkraft entwickelt hat und zur Wieder- und Neuentdeckung ganzer Objektbestände geführt hat, ist geeignet, wissenschaftsgeschichtlich relevante Unterschiede auszublenden. Denn viele Objekte wurden nicht gesammelt, sondern hergestellt, weil ein Wissenschaftler sie für seine Lehre oder Forschung benötigte. Dass sie heute noch da sind, liegt vielleicht nur daran, dass sie nicht weggeräumt wurden, dann würde es sich eher um Ansammlungen handeln. Oder weil sie immer noch in vergleichbarer Weise aktiv in der Lehre gebraucht werden, dann werden sie aber oftmals von den Fachwissenschaftlern selbst gar nicht als „Sammlung“ wahrgenommen, sondern als konstitutiver Bestandteil ihrer alltäglichen Arbeitsumgebung.

Für ein fächerübergreifendes Arbeiten und Forschen bildet die inhaltliche Kohärenz des gemeinsamen Forschungsprogramms eine der wesentlichen Voraussetzungen. Bei der Vorbereitung des Promotionsprogramms trat diese Notwendigkeit angesichts der mehr als 30 Sammlungen, Museen und Gärten der Universität in den Natur-, Geistes-, Sozial- und Lebenswissenschaften besonders deutlich hervor. Zwar ließen sich unter dem Dach der „Materialität des Wissens“ verschiedene Verbindungslinien zwischen den Objekten und Praktiken der Wissensproduktion einzelner Sammlungen ziehen, doch je nach Schwerpunktsetzung wurden damit zugleich andere Objektgruppen und Fächer ausgegrenzt.

Die Objekte in den universitären Sammlungen weisen je nach Fachdisziplin nicht nur eine unterschiedliche Materialität auf, sondern diese hat in den jeweiligen Forschungskontexten auch einen unterschiedlichen Stellenwert. Zu den disziplinären Unterschieden im Umgang mit den Objekten tritt die Vielfalt der methodisch-theoretischen Ansätze, die gegenwärtig innerhalb der „Material Culture Studies“ und der Wissenschaftsforschung diskutiert werden. Die notwendige Auswahl der theoretischen Zugänge und thematischen Schwerpunkte eines solchen Promotionsprogramms steht damit vor der Herausforderung, den Gefahren von Kontingenz und Beliebigkeit angemessen zu begegnen.

Mit dem Fokus auf die verschiedenen Akteursgruppen, die neben den Wissenschaftlern an der Produktion von wissenschaftlichen Objekten beteiligt waren, wie Händler, Handwerker, Techniker, Präparatoren und Restauratoren, haben wir uns für einen Zugang entschieden, der geeignet ist, mehrere Sammlungen verschiedener Fakultäten thematisch miteinander zu verbinden. Der Bedeutung der Materialkenntnis und der Techniken ihrer Verarbeitung für die „Materialität des Wissens“ trägt das Programm durch die Kooperation mit den Fachkollegen der Fakultät „Bauen und Erhalten“ der Hochschule für Angewandte Kulturwissenschaften Hildesheim (HAWK) Rechnung.

Ziel ist es, durch die thematische Ausrichtung der Dissertationsprojekte und das begleitende Studienprogramm zwei zentrale Fragehorizonte miteinander zu verknüpfen, die bisher disziplinär wie institutionell weitgehend getrennt voneinander erforscht werden: die Frage nach der jeweiligen Materialität akademischen Wissens auf der einen Seite und das Wissen über die materielle Beschaffenheit sowie die Praktiken ihrer Bearbeitung in den verschiedenen Fächern andererseits. Das Curriculum sieht neben der Vermittlung der theoretischen Grundlagen dieser beiden Forschungsrichtungen in Form von Seminaren und gemeinsamen Workshops eine Einführung in die Objektkunde im Sinne eines Propädeutikums vor.

Unterteilt nach Fach- und Materialgruppen werden grundlegende Praktiken wie Identifikation und Beschreibung, Inventarisierung und Digitalisierung, Konservierung und Restaurierung eingeübt. Eine dritte Komponente vermittelt Einblicke in die Inhalte und Methoden des Sammlungs- und Ausstellungsmanagements sowie der modernen Wissenschaftskommunikation. Das Programm richtet sich zum einen an Promovierende mit einem Studienabschluss in den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften. Zum anderen soll es Absolventinnen und Absolventen der stärker praxis- und materialbezogenen Studiengänge ansprechen, wie etwa Restaurierung, Gestaltung und Museumskunde.

Wer soll das alles können? Interdisziplinarität als Voraussetzung oder Ziel des objektorientierten Forschen und Lernens

Die thematische wie praxisorientierte Ausrichtung des Promotionsprogramms fordert von den künftigen Betreuer_innen und Promovierenden, die inhaltlichen wie methodisch-theoretischen Grenzen ihrer eigenen Disziplin auszuweiten bzw. zu überschreiten. Doch wie lässt sich die damit verbundene Gefahr eines fröhlichen Dilettantismus vermeiden, die nicht nur bei der Auswahl der Themen und Kandidaten droht, sondern auch bei der durch das Programm angestrebten Berufsqualifizierung?

Wie viel oder wenig muss eine Doktorandin mit einem Masterabschluss in neuerer Geschichte von Physik verstehen, um die Erfindung des elektromagnetischen Telegrafen durch Carl Friedrich Gauß und Wilhelm Weber (1833) aus kulturgeschichtlicher Perspektive zu untersuchen? Oder wäre es besser, eine solche Studie würde gleich von einem Absolventen der Physik begonnen, der sich die notwendigen wissenschaftsgeschichtlichen Methoden im Rahmen des Programms aneignen könnte? Doch welchen Beitrag würde er mit seiner Studie für sein Fach leisten, der ihm eine weitere Karriere als Physiker ermöglicht?

Interdisziplinarität ist oft genug auf biographische Zufälle angewiesen, das heißt den eher ungewöhnlichen Fall, dass der Absolvent der Kulturanthropologie auf das Wissen aus seinem Mathematik-Leistungskurs zurückgreifen kann, oder wesentlich häufiger anzutreffen, die Biologiestudentin, die sich auch für Geschichte interessiert und diese vielleicht sogar im Zweitfach studiert hat.

Um die Objekte in den Sammlungen fakultätsübergreifend thematisch miteinander zu verknüpfen und sie in der Lehre einzusetzen, wird gegenwärtig zumeist ein wissenschaftshistorisch-kulturwissenschaftlicher Zugang gewählt. Als interdisziplinärer Ansatz erschöpft er sich jedoch nicht darin, die Ausbildung angehender Mathematiker_innen oder Mediziner_innen um die Kenntnis der Geschichte ihres eigenen Faches zu erweitern oder angehenden Geistes- und

Sozialwissenschaftler_innen anhand von Sammlungen historischer Instrumente, physikalische Grundlagenkenntnisse zu vermitteln. Ein solcher Ansatz zielt vielmehr darauf ab, gemeinsam die Fächer verbindende Fragestellungen zu entwickeln, Problemlagen zu erkennen und Lösungsansätze zu erproben. Das setzt voraus, die epistemisch-methodische Basis der jeweiligen Fächer untereinander zu kommunizieren und mit den eigenen in Beziehung zu setzen. Die wachsenden und sich immer stärker ausdifferenzierenden Forschungsfelder, wie die „Actor-Network Theory“ (ANT), die „Science and Technology Studies“ (STS) oder die „Social Construction of Technology“ (SCOT) zeigen, wie produktiv solche Forschungsansätze in den letzten Jahren gewirkt haben. Zugleich sollte man sich jedoch auch vergegenwärtigen, dass sie bisher innerhalb der Fächerlogik deutscher Universitäten nur selten ihren institutionellen Ort gefunden haben. Das bedeutet, wir setzen den Nachwuchs, den wir mit solchen Programmen ausbilden, den Unwägbarkeiten künftiger institutioneller Verstetigung an Universitäten und Forschungseinrichtungen aus.

Von der Theorie zur Praxis – und wieder zurück?

Den intensiv geführten theoretischen Debatten der Sozial- und Kulturwissenschaften über die Bedeutung der Materialität für die Formierung und Transformation von Wissensbeständen steht eine verhältnismäßig geringe Zahl an empirischen Arbeiten gegenüber, die dieses Erkenntnispotential auch am konkreten Einzelfall und für bestimmte Zeiträume zu nutzen versuchen. Ein Grund für diese Zurückhaltung mag in den besonderen Anforderungen an eine konkrete Auseinandersetzung mit den Objekten der Wissenschaften liegen. Um nicht nur über die Objekte, sondern mit ihnen zu forschen und zu lehren, bedarf es einer zusätzlichen praktischen Ausbildung, die die notwendigen Kompetenzen für ein sachgerechtes Handling vermittelt.

Studiengänge mit hohem Praxisbezug werden bisher zumeist von den Fachhochschulen angeboten. Zugleich ist für deren Absolvent_innen der Übergang zum stärker forschungsorientierten Arbeiten deutlich erschwert, da sie für die Promotion an eine Universität wechseln müssen. Von Seiten der Politik und damit auch der Förderinstitutionen wurde in den letzten Jahren daher verstärkt eine Öffnung der Universitäten für Dozent_innen wie Absolvent_innen der Fachhochschulen gefordert, eine Forderung, von der das geplante Promotionsprogramm profitieren könnte. Während die organisatorischen Fragen durch einen Kooperationsvertrag zwischen der Universität Göttingen und der HAWK Hildesheim bereits im Vorfeld weitgehend geklärt waren und die Aufnahme von Studierenden mit Fachhochschulabschluss in das Programm durch eine Änderung der Promotionsordnung stark vereinfacht wurde, ist das künftige Verhältnis der beiden unterschiedlichen Wissenskulturen zueinander noch weitgehend offen.

So verbindet sich mit dem ungewohnt hohen Anteil praktischer Elemente im Curriculum die Frage, ob es auch Grenzen des Praxisbezugs im Rahmen einer Ausbildung geben kann oder sollte, die nach wie vor primär auf die Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses zielt. Wie lassen sich Abstraktion und Reflexivität als zentrale Elemente einer akademischen Wissenskultur auf die Produktion und Vermittlung verschiedener Formen praktischen Wissens übertragen?

Auf welche Weise werden theoretisch-methodische Grundlegungen durch die Konfrontation mit praktischen Kompetenzen und Erfordernissen im Umgang mit dem Material herausgefordert und wie kann sichergestellt werden, dass das so gewonnene Wissen wieder in den theoretischen Diskurs zurückfließt?

Damit wird das Verhältnis zwischen theoretisch-abstraktem Wissen und praktischem Wissen, das auf körperliche Einübung und Erfahrung angewiesen ist, in doppelter Weise zu einer der Kernfragen des geplanten Promotionsprogramms zur Materialität des Wissens. Erstens bei der Frage, auf welche Weise die Wissenschaftler ihren Handwerkern und Technikern begreiflich machen konnten, wie das Instrument auszusehen und zu funktionieren hatte, mit dem sie Naturgesetze beweisen oder mathematische Formeln verständlich machen wollten. Welche Rolle spielten dabei die Erfahrungen der Praktiker, und wie wirkten ihre Einwände und Vorschläge wieder auf die Formierung akademischer Wissensbestände in den verschiedenen Fachdisziplinen zurück?

Zweitens wird durch das interdisziplinäre Arbeiten im Verbund des Promotionsprogramms hoffentlich deutlich werden, in welchem Ausmaß der Einsatz von Objekten in der Lehre ebenso wie in der Forschung von praktischem Wissen begleitet sein muss und wie dieses Wissen unsere Forschungspraxis künftig verändern wird.

Diversität, Interdisziplinarität und die Relation von Theorie und Praxis bieten demnach sowohl Herausforderungen als auch Chancen für eine sammlungsbezogene akademische Lehre.

KONTAKT

.....

Dr. Stefanie Rüther
Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte
Hansaallee 41, 60323 Frankfurt am Main
ruether(at)rg.mpg.de
(vormals Zentrale Kustodie Göttingen;
www.kustodie.uni-goettingen.de)